

Aktuelle Literatur

Wird das „neue europäische Bauhaus“ wirklich grün? Die Entdeckung des Bestandes als Zukunftsprogramm und alter Hut

Mitten in der Corona-Pandemie meldete sich die EU-Kommission mit einem Paukenschlag: Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen rief ein „neues europäisches Bauhaus“ aus. Interessierte aus allen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere Wissenschaft, Architektur und Design, sollen gemeinsam daran arbeiten, dass das neue Bauhaus zum Zugpferd für den europäischen „Green Deal“ wird. Bis zum Sommer 2021, heißt es in einer [Pressemitteilung der EU-Kommission](#), werde ein „partizipativer Prozess“ auf den Weg gebracht, um das „neue europäische Bauhaus“ zu gestalten. Ab 2022 soll dann in verschiedenen EU-Ländern ein Netzwerk aus fünf Gründungsbauhäusern entstehen.



Kleiburg ist eines der wenigen noch erhaltenen Wohngebäude der monumentalen Stadtplanung für Bijlmermeer der 1960er und 70er Jahre und wurde zwischen 2014 und 2016 überwiegend im Selbstbau erfolgreich umgebaut. © Verlag Kettler

Hinter der Bauhaus-Kampagne verbirgt sich eine neue Phase der **europäischen Energie-Effizienzpolitik**, die die CO₂-Emissionen bis 2030 um mindestens 40 Prozent reduzieren soll. Langfristiges Ziel dieses „energy efficiency first-Prinzips“ ist eine klimaneutrale EU bis zum Jahr 2050. Nach Überarbeitung der Richtlinie 2010/31/EU über die Gesamtenergieeffizienz von Gebäuden (EPBD) 2018 lenkt die EU-Kommission das Augenmerk ihrer Klimapolitik damit erneut auf den Bausektor. So sollen im kommenden Jahrzehnt 35 Millionen Gebäude energetisch saniert werden. Während die hier zwischen den Zeilen herauszulesende **pauschale Abwertung des Bestandes** mit Blick auf das eigentliche Ziel problematisch sein könnte (ener-

getische Mängel versus stoffliche Ressource), lassen die weiteren Punkte der Ankündigung aufhorchen. Mit der Stärkung der [Kreislaufwirtschaft im Bauwesen](#) sollen Lebenszyklen im Bauwesen in Gesamtenergiebilanzen einbezogen werden. Auch soziale Aspekte der Ressourcenthematik (**Energiearmut** durch ineffiziente Gebäude) nimmt die EU-Kommission in den Blick. Neu ist in diesem Zusammenhang auch der hohe baukulturelle Anspruch, mit dem konkret an die Erklärung von Davos „Towards a High-quality Baukultur in Europe“ aus dem Jahr 2018 angeknüpft werden soll. So lässt die EU-Kommission für die jetzt angekündigte **Renovierungswelle** wissen: „Bei der Renovierung müssen die Grundsätze der Planung, des Handwerks, des Kulturerbes und der Erhaltung des öffentlichen Raumes beachtet werden.“ Erreicht werden soll dies mit einem breit angelegten Ausbildungs- und Umschulungsangebot für die Bauwirtschaft.

Haben wir es also mit einer **Kehrtwende in der Baupolitik** zu tun? Was die anvisierte exekutive Durchschlagskraft der Klimaziele angeht, stellen Renovierungswelle und europäisches Bauhaus tatsächlich eine neue Qualität dar. Inhaltlich jedoch ist das Vorhaben der EU-Kommission keine völlig neue Erfindung, sondern wird teilweise seit Jahrzehnten von Fachverbänden der Denkmalpflege gefordert und in Architektorkreisen seit Langem praktiziert.

Für das 20. Jahrhundert genügt beispielsweise ein Blick in die 1970er Jahre, die sogenannte **Dekade der Denkmalpflege**. In dieser bis zum Ölpreisschock noch von großflächigen Sanierungsmaßnahmen gekennzeichneten Zeit wurde der **Altbaubestand als Baustein lebendiger Innenstädte** wiederentdeckt. Höhepunkt war das Europäische Denkmalschutzjahr 1975, das auf einer Initiative des Europarates beruhte und seit den späten 1960er Jahren vorbereitet wurde. Auch wenn es in der Rückschau so aussehen mag – damals ging es nicht um die Erhaltung letzter Reste historischer Bauten für ein verkehrsumtostes Freilichtmuseum namens „Altstadt“. Vieles, was diskutiert und gefordert wurde, kennen wir heute unter dem Schlagwort „Baukultur“: Bereits 1969 entwickelte die italienische Stadt Bologna beispielhafte Planungsinstrumente zur integrierten Erhaltung ihres historischen Stadtkerns. Der Europarat beschäftigte sich 1980 und 1986 mit der **Förderung der Handwerksberufe in der Denkmalpflege**. Hierzulande begleitet das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz seit seiner „Entschließung zur Auswirkung des Energieeinsparprogramms auf den Denkmalschutz“ von 1978 kritisch und mit objektbezogener Forschung die bauphysikalischen Folgen energetischer Optimierung. Und auch auf Seiten der Architekturschaffenden hat sich mit dem **„Bauen im Bestand“** ein Tätigkeitsfeld etabliert, das **das Vorhandene wieder wertschätzt** und als Ressource für zukünftige Entwicklung begreift.

An diesen Umstand erinnern vier Publikationen, die in zeitlicher Nähe zu den jüngsten Verlautbarungen der EU-Kommission erschienen sind: Die Bände „Aus Sorge um den Bestand“, „Vom Wert des Weiterbauens“, „umbaukultur“ und „Die Kunst des Bewahrens“ zeigen auf, dass die neue grüne EU-Baupolitik auf einen gewachsenen Erfahrungsschatz im Umgang mit dem Bestand trifft.

Arbeit an den Begriffen

Im Fachdiskurs sind dazu viele Begriffe im Umlauf, vom „Bauen im und mit dem Bestand“, „Umbauen“ oder „Weiterbauen“. Eva Maria Froschauer, Werner Lorenz, Luise Rellensmann und Albrecht Wiesener schlagen im Rahmen ihrer begriffsgeschichtlichen Einführung vor, „Weiterbauen“ als eine Art Oberbegriff zu verstehen, der eine ganze Reihe von Strategien und konkreten baulichen Praktiken im Umgang mit dem Bestand einschließt. Diese reichen von „Umnutzung“, „Umbau“, „Ergänzung“ oder „Erweiterung“ bis zu Operationen des Entfernens und des „Rückbaus“. Eine etwas offenere, stärker von der Architekturpraxis gedachte Begriffsbestimmung bieten Christoph Grafe und Tim Rienits mit der Ausrufung der „umbaukultur“: Umbauten seien grundsätzlich vom vorgefundenen Gebäude inspiriert, genauso jedoch von den „sozialen und ökonomischen Randbedingungen“.

Best Practice

Fallbeispiele ergänzen diese theoretischen Überlegungen in allen Publikationen anschaulich. Darunter finden sich zahlreiche, in Fachkreisen inzwischen schon zu Klassikern avancierte Projekte und Akteure wie etwa in „umbaukultur“ die Arbeiten des **baubüro in situ**. Anspruch des Schweizer Architekturbüros ist es, eine Bauaufgabe möglichst mit am Ort oder in der näheren Umgebung vorhandenen bestehenden Strukturen, geborgenen Bauteilen und wiederverwendeten Baumaterialien zu lösen. Spezialisiert auf die Bergung von Bauteilen hat sich das Kollektiv **Rotor Deconstruction**. Für das Experimentiergebäude [Unit Urban Mining & Recycling](#) im Schweizerischen Dübendorf (Werner Sobek mit Dirk E. Hebel und Felix Heisel, 2015–17) lieferten die Belgier Türknäufe, die aus einem Bankgebäude in Brüssel ausgebaut und über die

Publikationen



Olaf Bahner, Matthias Böttger und Laura Holzberg für den Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA (Hrsg.): Sorge um den Bestand. Zehn Strategien für die Architektur. Jovis, Berlin 2020. ISBN 978-3-86859-659-5, 28,00 Euro.

Die **gleichnamige Ausstellung** im Deutschen Architekturzentrum Berlin läuft bis zum 23. März 2021 (derzeit nur [online](#))



Eva Maria Froschauer, Werner Lorenz, Luise Rellensmann und Albrecht Wiesener (Hrsg.): Vom Wert des Weiterbauens. Konstruktive Lösungen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge (Kulturelle und technische Werte historischer Bauten, Bd. 4), Birkhäuser: Basel 2020. ISBN 978-3-0356-2222-5 (Hardcover), 49,95 Euro; ISBN 978-3-0356-2224-9 (PDF), 49,95 Euro.

eigene online-Bauteilbörse vertrieben wurden. Am Beispiel dieses Gebäudes beschreibt Dirk E. Hebel in „Aus Sorge um den Bestand“, wie auch ein hochwertig und exklusiv erscheinender Neubau ausschließlich aus Materialien errichtet werden kann, die nicht in einer Einbahnstraßen-Logik verbunden und verbaut sind, sondern in „**sortenreinen Konstruktionen**“ nach Ende der Nutzung wieder demontiert und ihren technischen oder **natürlichen Kreisläufen** zugeführt werden. Und zwar so konsequent, dass im Nassbereich auch auf Silikonfugen verzichtet werden kann. Zum Einsatz mittels Wiederverwendung und Wiederverwertung oder Recycling und Upcycling kommen dabei so unterschiedliche Baustoffe und Teile wie Lehm, Naturfaserplatten aus Reststoffen der Nahrungsmittelindustrie oder Trockenbauwände aus geschredderten Tetrapaks zum Einsatz. Das Schreddergut ist strenggenommen ein Downcycling-Produkt, kann aber unbegrenzt wiederverwendet und umgeformt werden und ersetzt die ressourcenintensiven Rigipsplatten.

Weniger bekannte Projekte machen deutlich, wie vielfältig und selbstverständlich der entwerfende und planerische Umgang mit vorhandenen Strukturen sein kann. Typologisch reicht die Bandbreite der Beispiele von Einfamilienhäusern über Wohnsiedlungen und Kulturzentren bis zu Büro- und Bildungsbauten. Besonders hervorzuheben sind die zahlreich besprochenen Beispiele für die **Erhaltung von Großwohnsiedlungen** der 1960er und 70er Jahre. Sie zeigen eindrücklich, wie Umbau als Strategie den Bestand nicht nur energetisch optimieren, sondern auch die Wohnqualitäten enorm steigern kann – von den Grundrissen bis zur **Aufwertung des gesamten Quartiers**. Paradebeispiele dafür sind sicher die Projekte von **Lacaton & Vassal Architects** wie das in „umbaukultur“ vorgestellte **Quartier du Grand Parc** in Bordeaux (2016). Hier konnte gezeigt werden, dass entgegen der damaligen Politik in Frankreich Erhalt und Umbau der Sozialwohnungen günstiger als Abriss und Neubau waren. Im selben Band findet sich auch das ungewöhnliche Modell für den gelungene Umbau der „Kleiburg“, einem 400 Meter langen und 11 Stockwerke hohen Wohngebäude im Amsterdamer Stadtteil Bijlmermeer, der wesentlich von den Eigentümern der 500 Wohnungen selbst geprägt ist: **NL Architects** und **XVW architectuur** schlugen vor, den Riegel in Wohneigentum umzuwandeln und, nach der Grundinstandsetzung der Fassade, den Ausbau den neuen Bewohnern zu überlassen. „Vom Wert des Weiterbauens“ ist auch die Freiburger Stadtbau (FSB) überzeugt, wie Yanna Kaiser im gleichnamigen Band am Beispiel des Vorhabens Binzengrün 9 im Freiburger Stadtteil Weingarten beschreibt. Das Wohnhochhaus aus den 1960er Jahren wurde 2012 auf Passivhausstandard gebracht (**planungswerkstatt** u.a.). Neben den baulichen Aspekten unterstreicht Kaisers Beitrag die Bedeutung der begleitenden Quartiersentwicklung und der Beteiligung bei Fassadenplanung und Grundrissveränderungen. Das Wohnhochhaus wurde im klassischen Sinne weitergebaut, es kam also auch zu tiefgreifenden Veränderungen der bestehenden Struktur: Wohnungen wurden vergrößert, Balkon- bzw. Loggienflächen aus energetischen Gründen den Innenräumen zugeschlagen und mit Maisonetten teilweise auch neue Wohnungstypen eingeführt. Die Verzahnung sozialer Aspekte mit dem Sanierungs- und Umzugsmanagement war bei diesem Vorhaben daher besonders wichtig.

Für eine neue „Umbauordnung“

An positiven Beispielen einer „umbaukultur“ mangelt es also nicht, auch wenn diese Beispiele eher noch die Ausnahme als die Regel im täglichen Baugeschehen darstellen. Damit das **ressourcenbewusste Bauen zur Regel** wird, verweist der Münchner Architekt und Hochschullehrer Andreas Hild ein ums andere Mal auf die politischen Rahmenbedingungen, die sich ändern müssten. Ein Verdienst der Herausgeber von „umbaukultur“ ist es daher, auch diesem Aspekt neben der Architektur breiten Raum zu geben. Konkret wirbt Hild für die Erweiterung der Baukosten-DIN 276, um die ökologischen Kosten des Bauens endlich mit abzubilden. In Zeiten von Zertifikatehandel und CO₂-Steuer müsse man zur Erreichung der Klimaschutzziele auch im Bauwesen an den richtigen Stellschrauben drehen – nicht erst bei den Dämmwerten. Es gehe darum, die bereits im Bestand gebundene „**graue Energie**“ in die Rechnung einzubeziehen und den Umgang mit dem Bestand durch eine Reform der Bauordnung deutlich zu erleichtern. Den Willen dazu unterstreicht für die Architekturschaffenden auch Susanne Wartzack, Präsidentin des Bundes Deutscher Architektinnen und Architekten (BDA). In der Publikation mit dem programmatischen Titel „Sorge um den Bestand“ gibt sie „Erhalte das Bestehende!“ als neuen Imperativ des Bauens aus. Um zugleich den vielleicht aufkommenden Sorgen vor einer „Ökodiktatur“ eine umfassendere Vision entgegenzuhalten: „Weder als Gesellschaft noch als Berufsstand können wir die betriebswirtschaftlich begründete Lebensdauer von dreißig Jahren für Gebäude akzeptieren. Zu wertvoll sind dafür die verbauten Ressourcen, zu wertvoll sind die mit den Häusern gewachsenen sozialen Strukturen und ihre erzählenden Geschichten. Bauen muss auf eine Langfristigkeit angelegt sein, durch konsequentes Weiterbauen gepflegt und an sich wandelnde Anforderungen angepasst werden.“ Das klingt beinahe wie eine Beschreibung einer **jahrhundertalten Kulturtechnik**, nämlich der Denkmalpflege. Als eines ihrer wesentlichen Konzepte wäre noch die angemessen-zurückhaltende Reparatur zu ergänzen. Und auch hier bricht sich die **politische Dimension der Bau-, Material- und Ressourcenfrage** Bahn: „Das Konzept Reparatur ist konsumkritisch; technikfeindlich ist es nicht. Es stellt dem industriell



Christoph Grafe und Tim Rieniets mit Baukultur Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Umbaukultur – Für eine Architektur des Veränderns. Verlag Kettler, Dortmund 2020. ISBN: 978-3-86206-804-3, 34,00 Euro.



Thomas Will: Kunst des Bewahrens. Denkmalpflege, Architektur und Stadt. Mit Fotografien von Katrin Greiling und Till Schuster. Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2020. ISBN 978-3-496-01609-0, 39,00 Euro.

normierten und beschleunigten Stoffersatz (verkürzte Lebenszyklen serieller Produkte) eine individuelle, auf das Notwendige beschränkte Schadensbehebung gegenüber“, so der Architekt und Denkmalpfleger Thomas Will unter dem Titel „Nach der Abwrackprämie. 12 Thesen zum Reparieren der Bauwerke“ in seinem gewichtigen Essay-Band „Kunst des Bewahrens“. Wer mehr solch anregender Denkanstöße und Argumentationshilfen sucht, wird hier auch in einem länger anhaltenden Lockdown fündig und darüber hinaus belohnt mit vielen kleinen gedanklichen Reisen in Bildern zu Bauten und Orten – umgebauten, umgenutzten und reparierten ebenso wie ungenutzten und verlassenem.

Die hier vorgestellten Publikationen flankieren das „EU-Bauhaus“ wohl eher zufällig und können den eigentlich längst fälligen „Technologiesprung“ der **Zusammenführung von bauökonomischen, baustoffwissenschaftlichen und baukulturellen Erkenntnissen** (noch) nicht leisten. Sie zeigen aber doch eines: Es lohnt sich, die bisherige Architekturpraxis der behutsamen Weiterentwicklung vorhandener Strukturen und ihre vielfach aus der Denkmalpflege entlehnten Konzepte (wieder) genauer zu betrachten – um die kritische Masse für die von allen maßgeblichen Akteuren geforderte „**Bauwende**“ über viele Hebel in Schwung zu bringen.

Johannes Warda



Johannes Warda ist Historiker und Architekturwissenschaftler. Er lehrte und forschte im Bereich Denkmalpflege, Baugeschichte und Architekturtheorie u.a. an der Bauhaus-Universität Weimar, der Akademie der bildenden Künste Wien und an der Technischen Universität Dresden. Zuletzt hatte er eine Gastdozentur an der Fachhochschule Erfurt inne. In der Geschäftsführung der Wohnungswirtschaft heute Verlagsgesellschaft begleitet er wohnungswirtschaft-heute.de und Schleswig-Holstein. Die Kulturzeitschrift für den Norden.



DESWOS

Projekte Über uns Helfen Kontakt Spenden

